

WAGNER, RICHARD

**Ein Blick in die Geisteswerkstatt Richard  
Wagners : Von einem alten geistlichen  
Freunde des Meisters von Bayreuth, zur  
Erinnerung an dessen Schwanengesang - den  
Parzival**

Berlin  
1904

# EOD – Millions of books just a mouse click away! In more than 10 European countries!



## Thank you for choosing EOD!

European libraries are hosting millions of books from the 15th to the 20th century. All these books have now become available as eBooks – just a mouse click away. Search the online catalogue of a library from the eBooks on Demand (EOD) network and order the book as an eBook from all over the world – 24 hours a day, 7 days a week. The book will be digitised and made accessible to you as an eBook.

## Enjoy your EOD eBook!

- Get the look and feel of the original book!
- Use your standard software to read the eBook on-screen, zoom in to the image or just simply navigate through the book
- *Search & Find:* Use the full-text search of individual terms\*
- *Copy & Paste Text and Images:* Copy images and parts of the text to other applications (e.g. word processor)\*

\* Not available in every eBook.

## Terms and Conditions

With the usage of the EOD service, you accept the Terms and Conditions provided by the library owning the book.

- Terms and Conditions: <http://books2ebooks.eu/odm/html/nls/en/agb.html>

## More eBooks

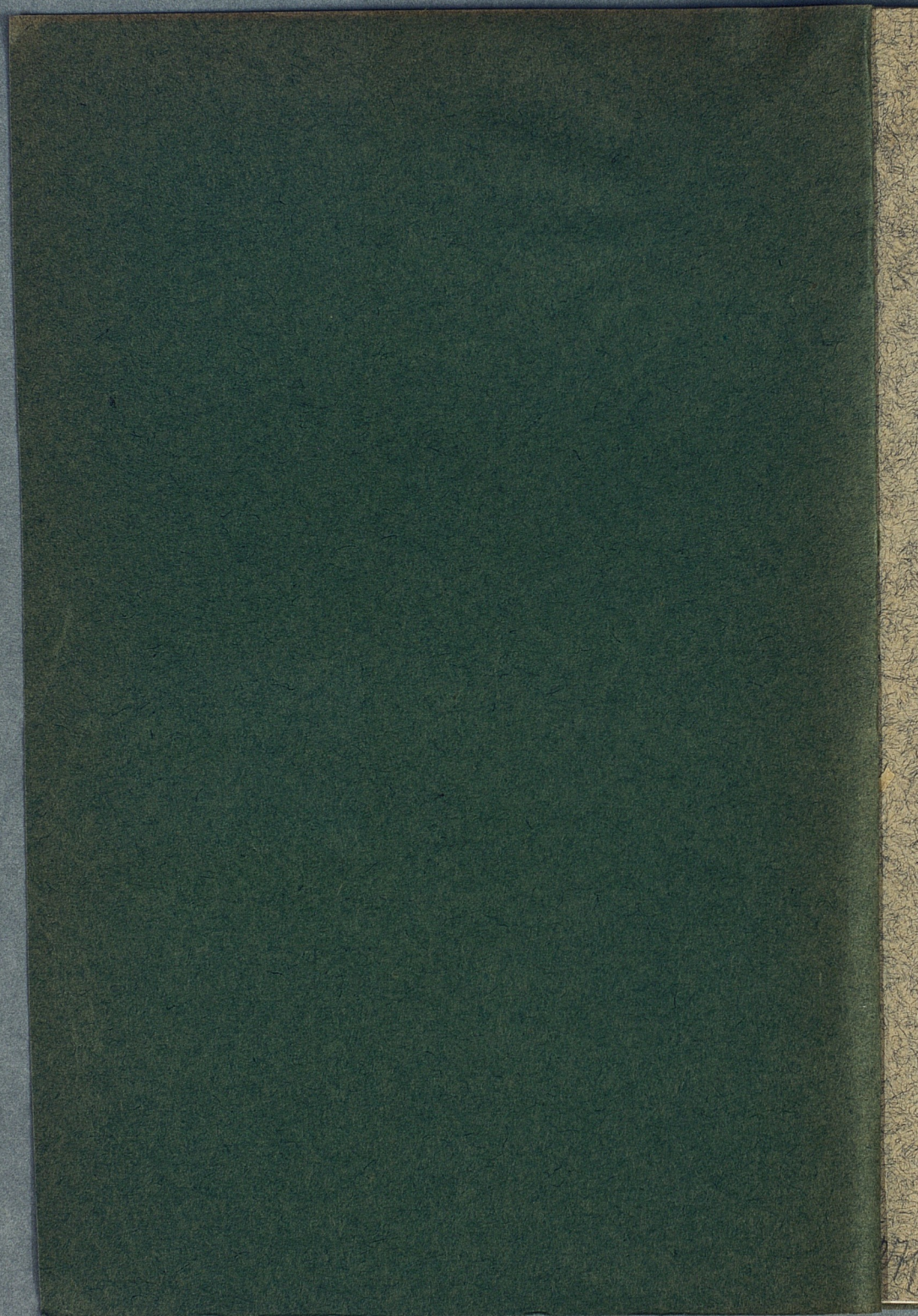
Already more than 30 libraries in over 12 European countries offer this service.

Search books available for this service: <http://search.books2ebooks.eu>

More information is available at <http://books2ebooks.eu>

Kungl. Biblioteket  
STOCKHOLM

Vult. von  
Steijern  
Wagnersaml.  
358



358

# Ein Blick in die Geisteswerkstatt Richard Wagners

Von einem  
alten geistlichen Freunde  
des Meisters von Bayreuth,  
zur Erinnerung an dessen  
Schwanengesang — den  
Parzival

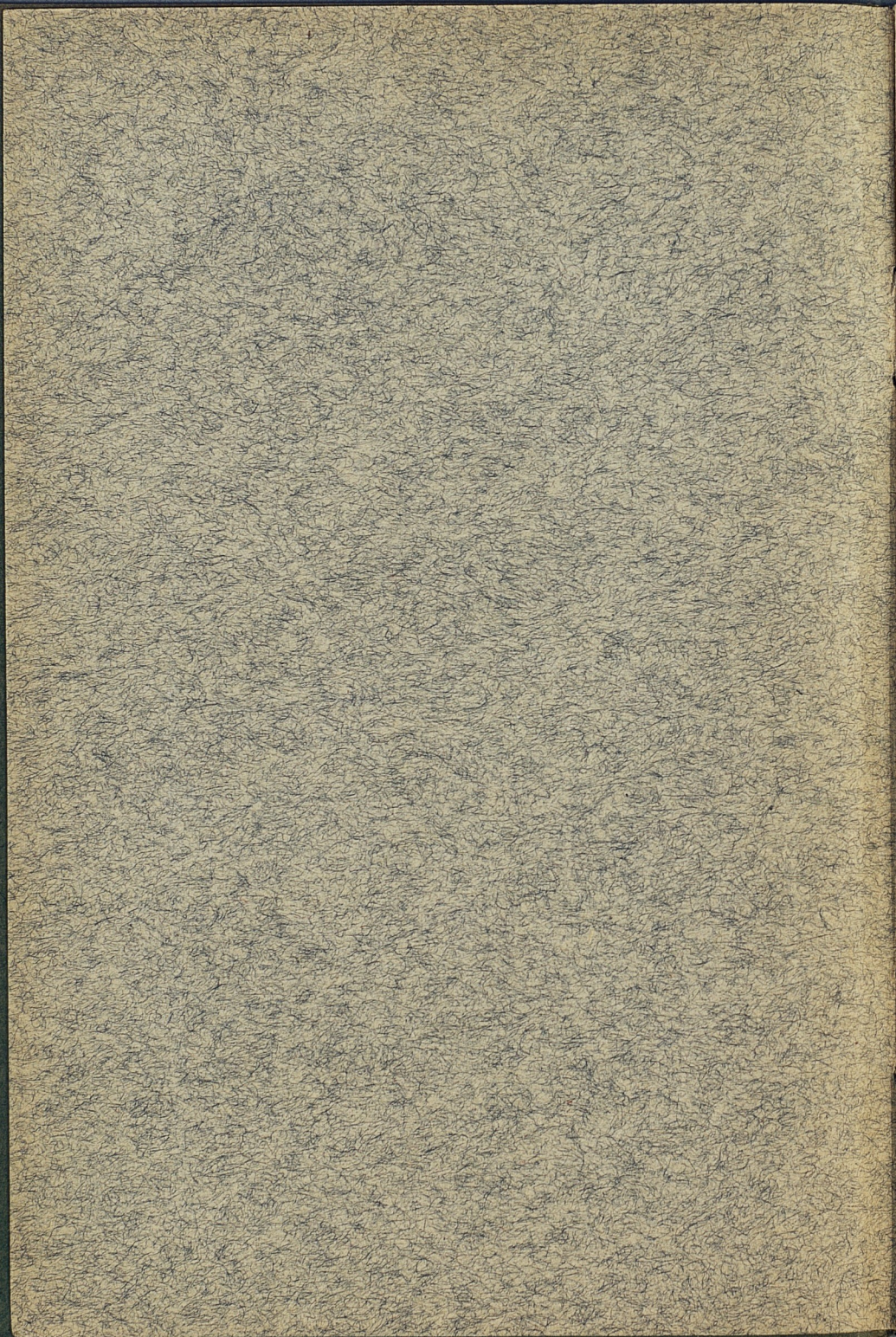


BERLIN 1904

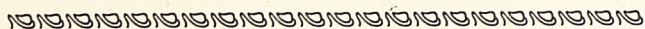
Verlag von Albert Böhler  
Auslieferung bei: L. Fernau, Leipzig

77204

-80



Ein Blick in die Geisteswerkstatt  
Richard Wagners



„Des Grâles vremde was im leit“

PARZIVAL

Von einem alten geistlichen Freunde des Meisters von Bayreuth,  
zur Erinnerung an dessen Schwanengesang — den Parzival

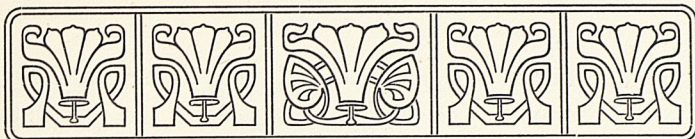
---

BERLIN 1904

VERLAG VON ALBERT BÖHLER  
AUSLIEFERUNG BEI: L. FERNAU, LEIPZIG

Das Recht des Übersetzens in fremde Sprachen  
ist dem Verleger vorbehalten

---



Vor wenigen Tagen bin ich von München zurückgekehrt, und ich habe ihn gesehen, den Kampf der Wagen vor dem Festspielhause, die in endloser Zeile die Festbesucher herbeiführten, die gekommen waren, um dem künstlerischen Genius Wagners zu huldigen und an seinen Offenbarungen sich zu bereichern. Wie viele von den Tausenden haben den Mann gekannt? Vom ganzen internationalen Publikum vielleicht nicht einmal der hundertste Teil. Zum Glück, es muß nicht sein, daß man den Schöpfer eines Geisteswerkes persönlich gekannt habe, um an der vollen Wirkung desselben teilzunehmen; aber wem das Geschick es fügte, in persönliche Berührung mit einem auf den Höhen des Geistes Wandelnden gekommen zu sein, der hält sich für berechtigt, von einem Glück zu sprechen, das ihm widerfahren. Ich habe Richard Wagner nur kurze Zeit gekannt; unsere persönlichen Begegnungen erstreckten sich auf nicht ganz vier Monate, aber es war die sturmreichste und für alles entscheidungsreichste Zeit seines Lebens, es war die Zeit seines Aufenthaltes in München.

Meine Stellung hob mich abseits von dem brandenden Meere von Anfeindungen, Verleumdungen und Verdächtigungen, das die Person Richard Wagners umtobte; nur

von der Ferne sah ich die Flut von Zeitungsartikeln, von Broschüren und Satiren, die gegen ihn gerichtet waren. Gelesen habe ich nur die Schrift eines Psychiaters, in der die haarsträubendsten Perversitäten dem Angegriffenen auf den Kopf zugesagt waren. Wagner hatte das Pamphlet mir selber gebracht.

Während der Kampf gegen Wagner und seinen „Anhang“ wütete, trat in der Familie des gleichmäßig verfolgten Anhanges, bei Bülow und Cosima, ein freudiges Ereignis ein, es wurde ein Mädchen geboren.

Die näheren Umstände, warum gerade ich zur Taufe dieses Kindes gerufen wurde, gehören nicht hierher. Item, eines Tages stellte sich mir ein kleines, äußerst bewegliches Männchen, agil wie Quecksilber, in eleganter Sommertoilette vor, das mich unwillkürlich an ein Meißener Porzellanfigürchen erinnerte, und nannte seinen Namen: „Hans v. Bülo“. Ich war mir im Augenblick nicht klar, da ich den Namen Bülow bisher nur gelesen, nie aber hatte richtig aussprechen hören, so daß ich fragte, ob ich die Ehre hätte, mit dem jetzt so viel genannten „Bülo“ — „Ja“, fiel er ein, „der bin ich, und ich bitte um die Taufe meiner Tochter.“

Im Hause Bülows also war es, daß ich bei Gelegenheit dieser Tauffeier Richard Wagner persönlich kennen lernte. Die Intimsten des Kreises waren hier versammelt. Cosima, Wagner, das Schnorrsche Ehepaar, Frau v. Kaulbach, die Gattin des Akademiedirektors, und noch einige andere, deren Namen mir nicht mehr erinnerlich. Diese Taufe gestaltete sich zu einer Art Ereignis und machte Aufsehen speziell in kirchlichen Kreisen wegen des Namens „Isolde“, der damals noch fast unbekannt,

als Taufname aber einfach unerhört war. Die ältesten Auguren des Kirchenkalenders und des römischen Martyrologiums kannten keine Heilige dieses Namens, und in den Augen des großen Publikums erschien das Wort „Isolde“ als ein Popanz, der Schrecken einflößte, denn ein böser Leumund ging ihm voraus. Die Auf-  
führung von „Tristan und Isolde“ stand in Vorbereitung, und München war voll von Schauernmärchen teils über die „Unsittlichkeit“ des Werkes, teils über die Menschenkraft übersteigenden Anforderungen, die es an Musiker und Sänger stellen würde. Mindestens ein halbes Dutzend vom Orchester werde man tot vom Platze tragen, und es sei Menschenpflicht, in den Vorräumen des Theaters eine irrenklinische Ambulanz einzurichten, um alle aufzunehmen, die während der Vorstellung nervenüberspannt und verrückt geworden wären. Solchen Klang hatte der Name „Isolde“!

Mein erstes Wort, das ich mit Richard Wagner nach stattgefunder Begrüßung tauschte, war eine Bemerkung über diesen Namen des Täuflings, den man hier nur in etwas ominösem Zusammenhang mit dem Theater kenne, worauf er fragte, ob dieser Name etwa kirchlichen Schwierigkeiten begegnen könnte. Ich beruhigte ihn mit dem Hinweis, daß man etwaigem Anstande gegenüber nur einen kirchlich gangbaren Namen hinzuzufügen brauche, dann werde der erstere als Konterbande unter der anerkannten Flagge des zweiten schon passieren. So wurde also diese erste „Isolde“ getauft. Nach vollzogener Taufe setzte sich Bülow an den Flügel, und Schnorr, in dessen gewaltiger Brust man einen dreifachen Baß vermuten mochte, sang ein Marienlied mit so

wunderbar temperiertem Tenor, daß diese Stimme ausschließlich nur für den Umfang des Bülow'schen Salons geschaffen schien, während sie im großen Hoftheater noch den entferntesten Winkel beherrschte. Mit Beginn der dritten Strophe ward der musikalische Genuß jäh unterbrochen. Es ging schneller, als ich es erzähle. Ein königlicher Kammerdiener erscheint in der Türe: „Seine Majestät befehlen Ihren Vorspieler“. Bülow, weg vom Klavier, stürzt ins Nebenzimmer, wirft sich in seinen Frack, schwingt sich mit stummer Verbeugung durch den Salon, wie man sich umsieht, sitzt er unten bereits im Wagen. Fort geht es in die Residenz. — Die Versammlung war hiermit aufgehoben, ich verabschiedete mich; Wagner gegenüber verließ ich meinem Bedauern Ausdruck, daß ich nicht, wie ich gewünscht, mehr mit ihm hätte sprechen können. „Das läßt sich nachholen“, erwiderte er, „ich werde sie mal besuchen“.

Der Besuch ließ nicht lange auf sich warten. Wenige Tage nachher wurde mir eine Visitenkarte gebracht mit dem selbstgeschriebenen Namenszuge Richard Wagner, und der Herr lasse fragen, ob ich bereit sei, ihn zu empfangen. Ich eilte, um ihm meine Bereitschaft gleich persönlich mitteilen zu können, und führte ihn auf mein Zimmer. Nachdem er sich, ich will sagen, etwas heimisch in dem Raum gefunden hatte, den ich bewohnte, fing er an, mit den Augen, aber äußerst diskret, meinen Büchervorrat zu mustern. Ich war gerade mit Bibliothekarbeiten beschäftigt, und es fügte sich wunderbar, daß unter den zuletzt eingelaufenen Geschenken eine deutsch-englische Grammatik sich befand, die Mozarts Vater im Mai 1764 in London um zwei Schillinge gekauft hatte. Diese Notiz

stand auf der Innenseite des Buchdeckels verzeichnet, unterschrieben: Mozart. Wagner betrachtete das Buch lange, durchblätterte es mehrmals und drückte es schließlich mit beiden Händen an die Brust, indem er wiederholt sagte: „Das ist rührend, das ist rührend“. Unser weiteres Gespräch lenkte er nun sofort auf philosophische und theologische Fragen, deren Resultat nach meinem Empfinden in eine Kette von weltschmerzlichen Erörterungen auszufließen schien. Nachdem Rede und Gegenrede geraume Zeit hin- und hergegangen, machte er gleichsam einen feierlichen Schluß mit dem aus tiefster Brust und mit einer gewissen Innigkeit mehr gehauchten als gesprochenen Worte: „Ja, das ist der Seufzer des Daseins!“ Ich will es offen gestehen, daß ich verblüfft war über diese unvermutete Wendung, denn weltschmerzliche Betrachtungen konnte ich nur von der lächerlichsten Seite auffassen, etwa in dem Sinne, wie in den Literaturgeschichten über die Poeten des „Weltschmerzes“ geurteilt war. Sollte, dachte ich, dieser Richard Wagner auch von dem herrschenden Zeitübel angekränkt, ein Anhänger jenes landläufigen Pessimismus sein, wie er von Schopenhauer inauguriert, und wie er soeben von Hartmann popularisiert worden war, um dann später von Tausenden vulgarisiert zu werden? Verblüfft also, wie ich war, trieb mich doch die Neugierde, vorsichtig weiter zu sondieren, wobei sich mehr und mehr die Überzeugung befestigte, daß dieser oft und oft, in den verschiedensten Variationen wiederkehrende Ruf: „Seufzer des Daseins“, etwas mehr sei als eine affektierte Koketterie, wofür ich ihn anfangs nach meinen bisher gewohnten Anschauungen zu nehmen geneigt war. Im Laufe der weiteren Unterhaltungen

stellte sich heraus, daß Wagner die Ergebnisse aller Philosophie, die Resultate aller Theologie, die Summe alles dessen, was man Menschenleben, Erdendasein und Weltgeschichte nennt, die Lehren aller Religionen, vor allem der christlichen, zusammenfaßte in das jetzt zu überwältigender Größe angeschwollene Wort: „Seufzer des Daseins“. Das Wort war ihm ernst; ich bezeuge, daß er es sich nicht oft genug wiederholen konnte.

Es muß auch von anderen gehört worden sein, denn die Banausen griffen es auf und machten sich weidlich darüber lustig. In echt banausischer Manier spotteten sie über den Menschen, den doch kein Hunger plage, der ein ganzes, prächtiges Haus allein bewohne, der, man höre doch, einen Überzieher mit seidnem Futter trage, dieser Mensch, sagten die Banausen, redet vom Seufzer des Daseins! Damit war allerdings die Perle einer Tiergattung vor die Füße geworfen, die deren Wert nicht kannte, sondern sich daran machte, den, der die Perle geworfen, zu zerreißen.

Wagner trug sich mit einem Plane, soviel war mir klar; die eine oder andere Andeutung schien darauf hinzuweisen, daß er sich mit einem abschließenden Plane trug. Er hatte mir ein Rätsel aufgegeben, denn dieser Seufzer des Daseins fing an, mich lebhaft zu beschäftigen, weil ich sein Ergriffensein, sein vollständiges Beherrschtsein von diesem Gedanken sah, denn bei Wagner konnte man lernen, was es heiße, von etwas ergriffen sein. Er ging in seiner Idee völlig auf, und wenn er sie dann unerwartet, ohne Vermittlung, in den knappsten Ausdruck gepreßt, am liebsten in zwei Worte gefaßt, einem Ahnungslosen zu kosten gab, setzte er ohne weiteres das Ver-

ständnis voraus; darum wurde er auch so leicht mißverstanden. So ganz besonders sein Seufzer des Daseins, den er im Überschwang der Gefühle, des Geistes voll, der ihn bewegte, vor jedem hören ließ, der keine Ahnung hatte von dem weltumfassenden Ideengang, durch den diese Worte geprägt waren. Eine köstliche Episode habe ich erlebt, als ich Wagner einmal zu einem kleinen Vespertrunk einlud, an dem nur sonst Kleriker teilnahmen, und denen er, wieder des Gottes voll, in der geschilderten Weise unvermittelt und apodiktisch seine Gedanken exponierte; köstlich war es, die verschiedenen Stufen und Grade von Verblüffung auf den Gesichtern zu lesen, die seine Worte hervorriefen. Nur die Porträtisten des Simplicissimus wären im stande gewesen, die da zutage getretenen Physiognomien charakteristisch genug darzustellen.

— Damit ich vorausgreife, es war die Idee des Parzival, es war der Parzivalgedanke, der sich des ganzen Wagner bemächtigt hatte, der sein Wesen durchdrang, von dem er sich ergriffen fühlte. Er drang ihm durch alle Poren. Wagner selbst schien es zu vermeiden, mich auf die richtige Spur zu führen. Der Name Parzival wurde zwischen uns beiden nicht ein einziges Mal genannt, obwohl unsere Unterredungen von nichts anderem handelten, und seine Besuche bei mir nur in Parzival ihren Grund hatten. Mochte er fürchten, einem gelinden Lächeln zu begegnen, wenn er sagte, er wolle durch ein Bühnenstück sich und andere von dem Druck befreien, der als der Menschheit ganzer Jammer im Seufzer des Daseins ihm auf der Seele lag? Die tiefe Schweigsamkeit über seinen Plan nötigte zu Vermutungen. Doch endlich rückte die Zeit heran, wo er sich selber verriet.

Er hatte mich zu sich eingeladen, zu einer Zigarre und einer Tasse Kaffee, wie er sagte. Zur bestimmten Stunde begab ich mich in die ehemalige Villa Knorr, in der er allein hauste, und die ganz nach seinem Geschmack eingerichtet war. Über diese Einrichtung war Erstaunliches gefabelt worden, so daß ich ordentlich nach Fassung rang, bevor ich eintrat, um nicht von der nie gesehenen Märchenpracht überwältigt und geblendet zu werden. Aber ich war enttäuscht. Alles, was ich sah, überstieg nicht im geringsten das, was ein wohlhabendes Bürgerhaus sich ohne Bedenken gestattet; mit dem Luxus vieler unserer jetzigen Künstlerheime hätte Wagners Haus gar nicht in Vergleich treten können. Das einzig Hervorstechende war der Eindruck, daß in Einrichtung und Ausstattung jedes einzelnen Raumes eine zweckbewußte Wahl müsse maßgebend gewesen sein.

Gedämpfte Ruhe, vornehme Einfachheit, solide Grundlage, Fehlen jedes Scheines und Flitters. Charakteristisch war die Abwesenheit jedes auffälligen Glanzes. Nirgends ein Spiegel, keine Goldrahmen, überhaupt kein Bild, keine Goldleiste, keine Uhr an der Wand. Alles weich und gedämpft. Wenn man durch die Zimmer schritt, konnte man wohl die Bemerkung machen, daß ihr Bewohner auf schwellende Teppiche etwas hielt. Hier empfing mich Wagner. Die Frau des Hausmeisters, der mit seiner Familie die Portierwohnung jenseits des Tor- einganges innehatte, brachte den Kaffee, Wagner holte aus einem Nebenzimmer das Rauchservice herbei und bot mir eine Zigarre. „Das ist noch die einzige Guillotine“, sagte er, auf den Zigarrenabschneider deutend, „die man heutzutage brauchen darf. Schade, daß dieses so wich-

tige Kulturinstrument jetzt bloß zu so simpelm Hausgebrauch verurteilt ist.“ Die Konversation kam in Fluß, und es war zu bemerken, daß das Leitmotiv der ganzen Unterhaltung aus einer veränderten Tonart ging, nichts mehr vom Seufzer des Daseins zu hören war, sondern eine gewisse Munterkeit ungezwungen an die Bemerkung über die Guillotine sich angesponnen hatte. Plötzlich wurde er still, als ob ein ernster Gedanke ihn erfaßt hätte, und aufblickend sagte er: „Sagen Sie, können Sie sich ein erhabeneres Symbol denken als einen leidenden Gott? Nein, ein leidender Gott ist das erhabenste Symbol!“ Er blieb in fragender Haltung, wie auf Antwort wartend. Im Flug der Gedanken stellte ich mir den Zusammenhang her, wie seit unserer letzten Unterhaltung, die noch unter dem Zeichen des Daseinsseufzers stand, jetzt der leidende Gott gleich der Morgenröte aufsteigt und einen neuen Tag verkündet. Das war die Peripetie in dem Gedanken-drama, das er mehrere Tage hindurch in sich verarbeitet hatte. Ein wahrhaft dramatischer Moment.

Den leidenden Gott als ein bloßes Symbol konnte und durfte ich ihm nicht gelten lassen. Das wußte und empfand er wohl. Ich erhob meine Einwendungen, und er gestand auch zu, daß ich nach dogmatischer Anschauung recht hätte, den Ausdruck „Symbol“ abzuweisen. Der leidende Gott im christlichen Sinne sei nicht symbolisch, sondern tatsächlich, wirklich, leibhaftig, eine konkrete historische Person namens Jesus von Nazareth. Schlagfertig erwiderte er hierauf: „Aber die Idee ist größer als die historische Person, diese Gestalt ist erst groß geworden durch die Idee“. Mit dieser Anlehnung an Hegel hatte Wagner einen meisterhaften Schachzug getan, um den

Künstler vor dem strenggläubigen Dogmatiker in Sicherheit zu bringen. Soviel Weltmann mußte ein Theologe schon sein, um Richard Wagner gegenüber nicht den Orthodoxen um jeden Preis zu spielen, sein eminent tiefes menschliches Gefühl hatte ich mit Erbauung und nicht ohne Anflug von Neid kennen gelernt, warum sollte sein künstlerisches verdammt werden? Das „Bayerische Vaterland“ hatte seinerzeit Tristan und Isolde in die Hölle verdammt, gestern las ich in demselben Blatt einen begeisterten Bericht über die Aufführung desselben Stückes, in welchem es gepriesen war als das hohe Lied der Liebe! O Vaterland! Wie viele hat Wagner nicht bekehrt! Sozusagen eine ganze Welt.

Zu einem unfruchtbaren Disput über die Persönlichkeit Christi kam es also nicht, da ich in Wagner den Künstler gewähren ließ und den Philosophen achtete, der beim bloßen Pessimismus nicht stehen blieb, sondern sehnsüchtig nach den Höhen blickte, „nach den Bergen, von denen Hilfe kommen soll“. Sein Ziel war mir jetzt offenbar, das Rätsel war gelöst, er wandelte in den Spuren Wolfram von Eschenbachs und wollte seiner Zeit einen neuen Parzival verkünden. Wie der mittelalterliche Dichter in christkatholischem Sinne den Zweifel im Menschen durch das Mysterium der Erlösung der Menschheit durch Christus überwunden werden läßt, so stellte er sich die Aufgabe, dasselbe zu erreichen durch die aus tiefster Menschenbrust geschöpfte Idee, für die Menschheit zu leiden, für sie zu bluten, sei das wahrhaft Göttliche im Menschen. Mit diesem Universalgedanken wollte er sein Werk beschließen. Es war mir darum nicht überraschend, als er beim Abschied mir an-

kündigte, daß er auf Grund der heutigen Besprechung sich näher über die katholische Messe informieren wolle; ich solle ihm hierin Führer sein.

Die Gralssage ist die Frucht theologischer Spekulation. Erst als im Anfang des 11. Jahrhunderts unter den Theologen die Meinung aufkam und immer weitere Verbreitung fand, daß im christlichen Opfer Brot und Wein eine Wesensverwandlung, eine Transsubstantiation erfahre, trat die Idee, die geistige Auffassung des Opfers in den Hintergrund und machte der materialistischen Vorstellung Platz. Nicht mehr der aufopfernde Akt der Hingabe des Blutes war der erlösende Moment, sondern der Besitz und Genuß des materiellen, aus der Seite und aus den Wunden des Heilandes geflossenen, man möchte sagen, noch möglichst warmen Blutes. Die Phantasie, um nicht zu sagen die Phantastik, der ritterlich romantischen Dichtung hatte bald das wirkliche, auf Golgatha frisch aufgefangene Blut entdeckt und diese Entdeckung im Mythos vom Heiligen Gral verkörpert. Die Transsubstantiationslehre ist seitdem der Mittelpunkt des Katholizismus und beherrscht seine ganze äußere Erscheinung in Zeremonien, Kirchenfesten, Prozessionen und Wallfahrten, sie ist der lebendig gewordene Heilige Gral. In jeder Dorfkirche haben wir eine Gralsburg zu verehren. Der Heilige Gral ist überall. Durch ein Wort des Priesters kann er hergestellt werden in jedem gewünschten Augenblicke, man kann ihn aufbewahren, kann ihn von einem Ort zum anderen tragen, er läßt sich jede Behandlung gefallen, die Ungläubigen können ihn tatsächlich verunehren, er hält stand, denn er ist — materiell geworden. Das sind in kurzen Zügen die Gedanken, die

ich mit Richard Wagner über das Gegenständliche in der katholischen Messe tauschte, und man wird zugestehen, daß gegen seine immer wiederholte Forderung einer geistigen Auffassung schwer anzukommen sei, so wenig er als Künstler — und Romantiker das schimmernde Festgewand der äußeren Erscheinung, mit der der Katholizismus auftritt, missen mochte. Auf eine gelegentliche Bemerkung meinerseits, daß es im Lager der Romantiker in punkto Moral nicht immer zum besten ausgesehen habe, stimmte er bei mit der allgemeinen Reserve, daß auf diesem Gebiete wohl nie die „leidige“ Praxis mit dem strengen Prinzip sich decken werde.

Das Missale (römisches Meßbuch) lag während dieser Erörterungen aufgeschlagen zwischen uns, um jeden Augenblick Auskunft zu geben. Wagner unterrichtete sich eingehend über die geringsten Einzelheiten, über Sinn und Bedeutung der Zeremonien, besonders über deren Ursprung und Alter, über den szenischen Aufbau der Messe. Wiederholt ließ er sich die Präfationen vorsingen, kurz es war, als ob er Messelesen lernen wollte. Besonders interessierte es ihn, den Moment zu erfahren, in welchem man die Verwandlung sich vollziehend denke, und fragte, ob den Gläubigen nicht ein „Frissonnement“, ein Schauderfrösteln, ergreife, wenn er vor dem in Gott Umgewandelten stehe. Ein weiterer Beweis für das, was bei ihm hieß „ergriffen“ sein!

So oft ich seitdem das Wort höre und seine Anwendung im täglichen Leben betrachte, möchte ich ausrufen: Schweiget still und entheiliget mir das Wort nicht, ihr habt Richard Wagner nicht gehört, wie er stöhnte, flüsterte, aufseufzte wie in schmerzlicher Emp-

findung, einen Mitleid erregenden Blick ins Leere werfend das Wort sich abrang: „Seufzer des Daseins“.

---

Sind wir durch den Einblick in die damalige Geistes-tätigkeit Wagners an die Wiege des Parzival geführt worden, und haben wir gesehen, wie er aus dem tiefsten Grund der Menschenseele, aus ihrem Schmerz und aus ihrem Hoffen den Stoff zu seinem abschließenden Kunstwerke schöpfte, das im Gegensatz zu Dantes „divina“ eine „umana comedia“ genannt werden könnte, und er dies mit seinem Herzblut geschriebene Werk der Nachwelt überließ, so begreift man wohl das Interesse, das seine geistigen und seine leiblichen Erben am Parzival betätigen. In Text und Noten liegt er schon lange dem Publikum vor Augen, wo er aber zu Gehör gebracht werden soll, das ist augenblicklich Gegenstand eines erbitterten Streites. Wer unsere gedrängte Skizze im Zusammenhange bis hierher gelesen hat, wird hoffentlich auch einigermaßen aus der Stimmung geworfen werden bei dem plötzlichen Gedanken, daß ein Konzertunternehmer sich anschickt, bei dem satten Millionärpublikum von Amerika und den geschwellenen Milliardären von New York mit dem Parzival ein smartes Geschäft zu machen.

Will man es den Beteiligten verübeln, wenn sie in diesem Vorgehen eine Profanierung des Werkes und eine Impietät gegen dessen Schöpfer erblicken? Habe er ja selbst als einzigen Ort der Aufführung Bayreuth und das unter vielen Mühen und fast unüberwindlichen Schwierigkeiten von ihm erbaute Schauspielhaus bestimmt. Wagen

wir es, in den Gedankengang einzudringen, der ihn möglicherweise zu dieser Bestimmung mochte geführt haben. In jenen glücklichen Tagen, in denen die grundlegenden Gedanken, die fundamentalen Konzeptionen zum Parzival seinen Geist beschäftigten, durfte er hoffen, daß der Kunsttempel, den er in seiner Phantasie bereits aufgebaut hatte, durch königliche Munifizienz in seiner ganzen Herrlichkeit erstehen würde. Wie eine Akropolis sollte das neue Schauspielhaus von der Anhöhe des rechten Isarufers über die Stadt hinschauen, und eine Brücke über den Fluß den Zugang vermitteln. Der geniale Semper zeichnete den Plan, und ein alle Details enthaltendes Modell wurde verfertigt. Dreißigtausend Gulden, so erzählte man, habe die Arbeit gekostet, also ein Grund mehr, um den Plan Wagners an dem fanatischen Widerstand scheitern zu lassen, der ihm und seinem königlichen Freund in allen Kunstfragen entgegentrat. Dem König Ludwig blieb nichts anderes übrig, als, gleich einem Jeremias auf den Trümmern der heiligen Stadt, das kostbare Modell bei künstlichem Mondenlicht stundenlang mit Wehmut zu betrachten. So wenigstens ging die Sage geheimnisvoll von Mund zu Mund. Nachdem ein herrlicher Traum so grausam zerstört war, hätte mancher den Parzival ungeschrieben gelassen, Wagner aber schrieb ihn dann — für Bayreuth.

Der entscheidende Wendepunkt in dem schicksalsreichen Leben Wagners war die Berufung durch den bayerischen König und die persönlichen Beziehungen, in die er zu ihm treten durfte. Nach einem ruhelosen Wanderleben, nachdem er so manchen Ort als verfolgter Flüchtling aufgesucht, hatte er wie mit einem Zauberschlag eine

gastliche Stätte und einen königlichen Mäcenat gefunden, der es seiner Phantasie erlaubte, in die höchsten Höhen den kühnen Flug zu wagen.

An der Sonne der königlichen Huld sproßten die Gedanken und die Ideen, denen er im Parzival Gestalt gegeben. Verfasser dieses kann nicht entscheiden, ob Wagner zuerst zum Könige vom „Seufzer des Daseins“ gesprochen, oder ob er es gewesen, an dem als Versuchsobjekt die Wirkung dieses Ausdruckes sollte erprobt werden. Wollte ich eitler sein, als ich es in Wirklichkeit bin, so möchte ich vermuten, die Frage nach dem leidenden Gott als dem erhabensten Symbol sei an mich gerichtet gewesen, um die Einwendungen und die Gegenstände hervorzulocken, die dieser Auffassung widerstreben. Sei dem nun wie ihm wolle, der König wurde eingeweiht in das Geheimnis vom Seufzer des Daseins, er wurde in den Gedankenkreis gezogen, in dessen Mitte das Symbol vom leidenden Gotte erglänzte, und es darf vermutet werden, daß es in der faszinierenden und gewinnenden Weise geschah, mit der Wagner sein Gedanken- und Gefühlsleben zum Ausdruck zu bringen wußte.

Es hätte mit Wundern zugehen müssen, wenn der phantasiereiche, schwärmerische König dem Zauber der aus tiefster Empfindung strömenden Worten Wagners hätte widerstehen können, wo ja die eigene Natur des königlichen Jünglings auf halbem Wege entgegenkam. Wer die Burg Neuschwanstein besucht, möge nicht vergessen, daß er das in Stein errichtete Denkmal jener Tage vor sich sieht, in denen Wagner den König in den Parzivalgedanken einweihete, und der Sängersaal des

Schlusses verkündigt es dem Besucher, daß Wolfram von Eschenbach im Geiste hier zu Gast gewesen sei. Wie begeistert der König in Wagners Ideen einging, in wie inniger Verwandtschaft er sich mit dem mittelalterlichen Dichter des Parzival fühlte, beweist der Umstand, daß sofort der Bau einer Zufahrtstraße nach jenem Bergkegel an der Pöllatschlucht begonnen wurde, der für die Parzivalburg bestimmt war.

Die ersten Samenkörner zur verhängnisvollen Umwandlung des Schwanenritters in den Gralsritter wurden ohne Zweifel schon damals gelegt. Keine Natur konnte empfänglicher sein für die Empfindung des Zwiespalt zwischen Idee und Wirklichkeit, zwischen Wollen und Können, als gerade die Natur des Königs, dessen Brust so mächtig bewegt war von unendlicher Sehnsucht oder vielmehr von der Sehnsucht nach dem Unendlichen. In keiner Seele konnte das Wort vom „Seufzer des Daseins“ lebendigeren Widerhall finden als in der Feuerseele Ludwigs II., dem die Königskrone bloß gegeben, der Name Majestät nur beigelegt schien, um ihn die Unzulänglichkeit menschlichen Wesens, die Beschränktheit menschlicher Kraft nur um so schmerzlicher empfinden zu lassen.

Der Widerspruch zwischen Ideal und Wirklichkeit, den er nicht auszugleichen vermochte, bildete sein Verhängnis. Es war falscher Verdacht, wenn die Anklage auftauchte, fremde Einflüsterungen hätten ihn zu diesem oder jenem Schritt verleitet. So wurden Richard Wagner und seine Freunde beschuldigt, die Verlobung des Königs rückgängig gemacht zu haben. Nichts weniger als dieses. Wenn der König irgend etwas ideal auffaßte, so war es im höchsten Grade seine Brautwerbung bei der nach-

mals so unglücklichen Herzogstochter Sophie. Im strahlenden Glanze eines Gralsritters wollte er ihr sich zeigen, und zufolge seiner Parzivalstudien wählte er zu diesem Zwecke den Fronleichnamstag. Ist ja die Prozession an diesem Tage nichts anderes als der Triumphzug des Heiligen Gral, der besonders seit der Gegenreformation durch die Jesuiten in den katholischen Ländern mit allem erdenklichen Pomp gefeiert wurde und noch wird, und die Teilnahme des Landesfürsten gilt als der Glanzpunkt des Festes und wird empfunden als Huldbeweis gegen die klerikalen Hüter und Träger des Heiligen Gral ebensogut wie als Huldigung gegen diesen selbst.

An jenem Tage nun ließ der König, entgegen der bisherigen Übung, einen der vier tragbaren Altäre, an denen die kirchlichen Zeremonien stattfinden, gerade gegenüber dem herzoglichen Palais in der Ludwigstraße aufstellen, wo die Königsbraut wohnte. Mit seinen stolzesten Schritten bewegte er sich unter dem goldgestickten Traghimmel, und nach dem Balkone, auf dem die erwählte Braut stand, warf er aus seinen dunkel funkelnden Augen einen majestätisch grüßenden Blick, unvergeßlich dem, der ihn zu beobachten Gelegenheit hatte. An diesem Tage war die glückstrahlende Braut die Königin des Tages. Konnte sie ahnen, daß in der Brust des herrlichen Gralsritters die verhängnisvolle Seite des Parzivalgedankens, der „Seufzer des Daseins“, im Begriff war, die ausschließliche Herrschaft an sich zu reißen, und auch an ihr der Zwiespalt zwischen Ideal und Wirklichkeit zum Verhängnis werden sollte?

Das Schicksal des herrlichen Königs und seiner reizenden Braut schließt sich in zwei Worten zusammen:

Eine Gattin nur konnte sie werden — eine Göttin hätte sie sollen sein! Ich beschränke mich auf diese viel-sagende Bemerkung, die nur verstanden zu werden braucht, um Wagner von jeder Schuld frei zu sprechen. Außerdem war der königsstolze Sinn Ludwigs II. einer unerbetenen Beeinflussung unzugänglich. Wenn er nicht selbst wollte, würde auch ein Richard Wagner das Angesicht des Königs zum letztenmal gesehen haben, hätte er sich unterfangen, dem souveränen Willen des Monarchen eine andere Richtung zu geben als die, die er sich selber vorgezeichnet. Einer so hochgespannten Idealität gegenüber konnte auch das idealste weibliche Wesen nur einen hoffnungslosen Standpunkt gewinnen, denn — eine Göttin hätte sie sollen sein!

Der Geist Richard Wagners wurde oft und mit starker Betonung der böse Geist Ludwigs II. genannt, ein Vorwurf, der durch den tragischen Tod des Königs ein schauerliches Kolorit zu erhalten schien. Die mehr und mehr sich steigernde Menschenfurcht und Weltflucht des Königs, die bis zur freiwilligen Flucht aus dem Leben führte, ist damit noch nicht erklärt, daß man Wagner dafür verantwortlich macht. Alle philosophischen und medizinischen Psychologen haben bis heute noch nicht herausgebracht, wann die geistige Umnachtung des Königs ihren Anfang genommen habe. Sie war auch so eigener Art und mit so eigentümlichen Erscheinungen verbunden, daß die Wissenschaft in Verlegenheit ist, welchen Namen sie ihr geben soll, und in welche Kategorie sie zu setzen sei.

Das Verhältnis Wagners zum Lebensschicksal seines königlichen Freundes möchte ich durch ein Gleichnis

illustrieren. Mit einem Freunde habe ich eine Reise verabredet, von der wir uns herrliche Genüsse versprechen; ich habe vielleicht durch meine begeisterten Schilderungen den Freund bewogen, die Fahrt mit mir zu unternehmen, und nun ereignet sich ein Bahnunglück, bei dem er sein Leben verliert. Wer wird jetzt hingehen und mich anklagen, daß ich durch meinen geistigen Einfluß Unheil über meinen Begleiter gebracht habe?

Wagners Geist hat ja selbstverständlich auf den König gewirkt. Er hat ihn ja berufen, weil er sich mit seinem Geiste verwandt fühlte, und von dem Glück, das ihm diese innige Verwandtschaft bereitete, hat er in Briefen und sonstigen Kundgebungen in oft überschwenglicher Weise Zeugnis abgelegt. Ein irdischer Machthaber und ein Fürst im Reiche der Kunst hatten sich zusammengefunden, beide von dem Drange beseelt, ihre Ideale zu verwirklichen. Daß Wagner sie durch den König verwirklichen wollte, begreift sich, da er nur durch ihn sie verwirklichen konnte. Er dachte groß von seinem Kunstwerk, vielleicht allzu groß. Er konnte schwärmen von einem Zustand, ähnlich den schönsten Zeiten des alten Griechenland, von der Herbeiführung eines neuen perikleischen Zeitalters, wo die Kunst als eine öffentliche Staatsangelegenheit behandelt, und auf allgemeine Kosten die Schaubühne geöffnet wurde, so daß auch der Geringste aus dem Volke hier freien Zutritt fand. Wagner glaubte den neuen Perikles gefunden zu haben, und der war König Ludwig II. von Bayern.

Nun aber, Muse, verhülle dein Haupt, denn „Der große Moment fand nur ein kleines Geschlecht“. Wäre nur der Bau des Münchener Festspielhauses zu stande

gekommen, und dieser wahrlich nicht himmelstürmende Plan von hoch und nieder, von Krethi und Plethi dem Könige nicht so vergällt worden, wäre diese Jugendblüte königlicher Selbstherrlichkeit nicht schon bei ihrem ersten Aufspriessen von dem Meltau blöder Mißkenntung erstickt worden: wer wagt es, zu entscheiden, welche Richtung der Sinn des Monarchen eingeschlagen, wie sein Geist sich weiter entfaltet hätte? Dieser erste Anlauf deutete gewiß nicht auf das Ende hin, dass der König in trotziger Abgeschlossenheit im großen Theater, bei festlich beleuchtetem Hause, bei Entfaltung alles szenischen Apparates, vor eigens berufenen Bühnengrößen der alleinige und einzige Zuschauer war! „Keiner soll von meinem Mahle kosten.“ Solche Erscheinungen lagen doch nicht in den Intentionen Wagners, der die breiteste Öffentlichkeit suchte, und um diese zu gewinnen, der Hilfe des Königs bedurfte. Er dachte sich ihn als den königlichen Gastgeber im Reiche der Kunst, und die nahezu abgöttische Verehrung, mit der er zu ihm aufblickte, suchte er zu einer allgemeinen zu machen.

Sein erhabener Gönner sollte zum Protektor, zum Schutzherrn jener neuen Offenbarung erhoben werden, die im Kunstwerk der Zukunft ihre Auferstehung feiern würde. Für die Residenz seines Königs war jenes Mekka geplant, das in Bayreuth eine schwache Nachbildung erhielt. Der unerschütterliche Glaube an seine künstlerische Mission stempelte Wagner zum Seher in die Zukunft, wo die zivilisierte Welt, um den Offenbarungen seines Geistes zu lauschen, an die Kunststätte pilgern würde, die der Idealste aus dem Geschlechte der kunstliebenden Wittelsbacher dem Genius des Tondramas mit freigebiger

Hand geschaffen. Erfüllte sich der Plan, wie des Meisters Geist sich ihn ausmalte, so war das für seinen Gönner ein Triumph ohnegleichen und für dessen Hauptstadt eine Ehre, nicht nur unter allen Städten des Landes, sondern unter allen Städten der Welt.

In Ludwig II. wäre ein zweiter Titus erstanden, dem man in höherem und edlerem Lichte den Beinamen hätte geben können „amor et deliciae generis humani“, die Liebe und die Wonne des menschlichen Geschlechtes. Die lieblichere Hälfte dieser Bezeichnung hatte er ja ohnehin schon ohne sein Zutun eingeheimst, denn durch seine bloße Erscheinung war er für die gesamte Frauenwelt nur „amor et deliciae generis feminini“.

Wir dürfen glauben, daß niemand mit größerem Schmerz die allmählich sich vollziehende Umwandlung im Wesen des Königs betrachten konnte, als gerade Richard Wagner. Ein guter Teil seiner schönsten Hoffnungen ging damit zu Grabe. Der Parzival wäre wahrscheinlich als Dichtung nicht erst 1877 erschienen, und die Musik nicht erst ein Jahr vor seinem Tode vollendet worden.

Während der Meister am Parzivaldrama arbeitete, wandelte der gekrönte Parzival immer dunklere Bahnen, immer tiefer verlor er sich in die Irrgänge des dichten Forstes, in dessen Mitte der Gralstempel steht, ohne ihn finden zu können. Immer einsamer wird es um ihn, und die selbstverständlichsten Lebensgewohnheiten verkehren sich bei ihm in ihr Gegenteil. Er flieht den Tag, seine einzige Vertraute wird die Nacht, bei Lichterschein durchwacht er sie, und mit dem Aufgang des Tagesgestirns legt er sich nieder zum Schlaf. Die Zeiten

sind ihm verwechselt, ein erschütterndes Gegenbild zum Parzival Wolframs, den dieser sagen läßt:

hêr, ich erkenne sus noch sô  
wie des jârs urhap gestêt  
ode wie der wochen zal gêt  
swie die tage sint genant,  
daz ist mir allez unbekant.

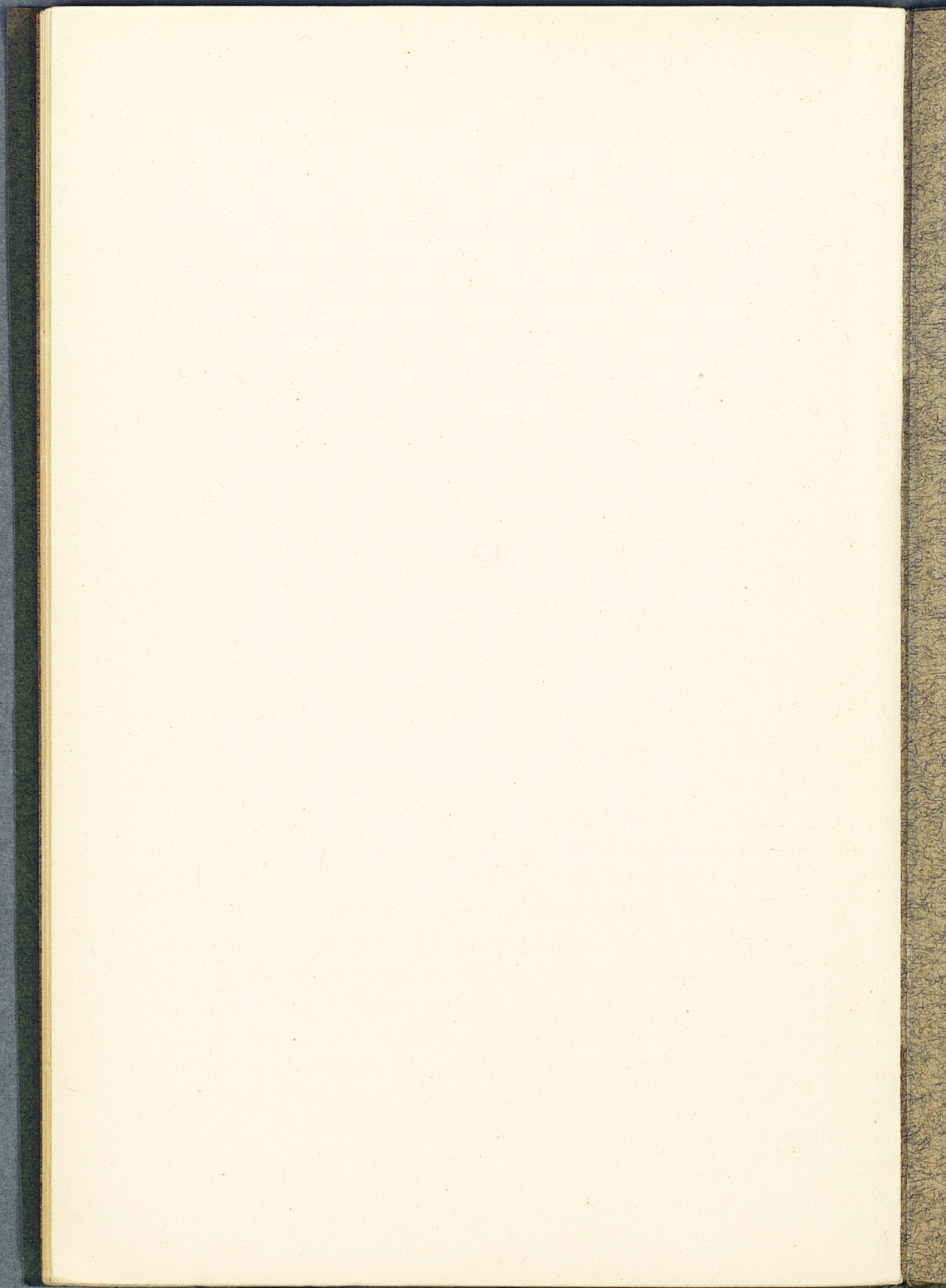
Eine traurige Parallele zwischen dem Parzival, den der Künstler läutern, befreien und zum Siege gelangen lassen kann, und dem Parzival auf dem Throne, den der Meister sinken und am „Seufzer des Daseins“ untergehen sehen muß, ohne ihm Rettung und Sieg bringen zu können. Der rosenumkränzte Schwanenkahn Lohengrins ist verlassen; eine schwarze Barke mit einem einsamen König treibt durch die Flut — bald wird sie am Felsen eines grausamen Schicksals jämmerlich zerschellen!

Wagner ist noch vorher dahingegangen; wohl ihm, daß er das Schrecklichste nicht mehr gesehen.

Wenn ich hiermit meine Mitteilungen über Richard Wagner schließe, so betone ich ausdrücklich, daß sie fragmentarische sind, nur die Ziel- und Richtpunkte angeben, die unseren Diskussionen den Weg zeigten; aber einen Einblick in die Geisteswerkstatt des Meisters durfte ich sie nennen, einen Einblick gerade zu der Zeit, wo er die Summe seines gesamten künstlerischen Wirkens in den einen Brennpunkt zusammenfaßte, und dieser Brennpunkt ist — Parzival. Wenn behauptet wurde, Wagner wolle alle Religion in sein Kunstwerk auflösen, so ist im Laufe der vorstehenden Darlegungen die Antwort auf diese Insinuation zu suchen und auch zu finden. Den Vorzug idealster Auffassung wird ihm niemand streitig

machen, und das Leben, auch in seiner materiellsten Form, ist und bleibt im Grunde ein Kampf um das Ideal. Wie der riesige Karfunkel von dem Hauptturm des Gralstempels auf Montsalvage hinausleuchtete in die Nacht, um den Templeisen den Pfad zu weisen, so sollte sein Parzival, den er unter Schmerzen geschaffen, für alle, die Templeisen zu werden streben, als ein helleuchtender Edelstein funkeln, in der Nacht des Zweifels ein Führer, vom Seufzer des Daseins ein Erlöser.

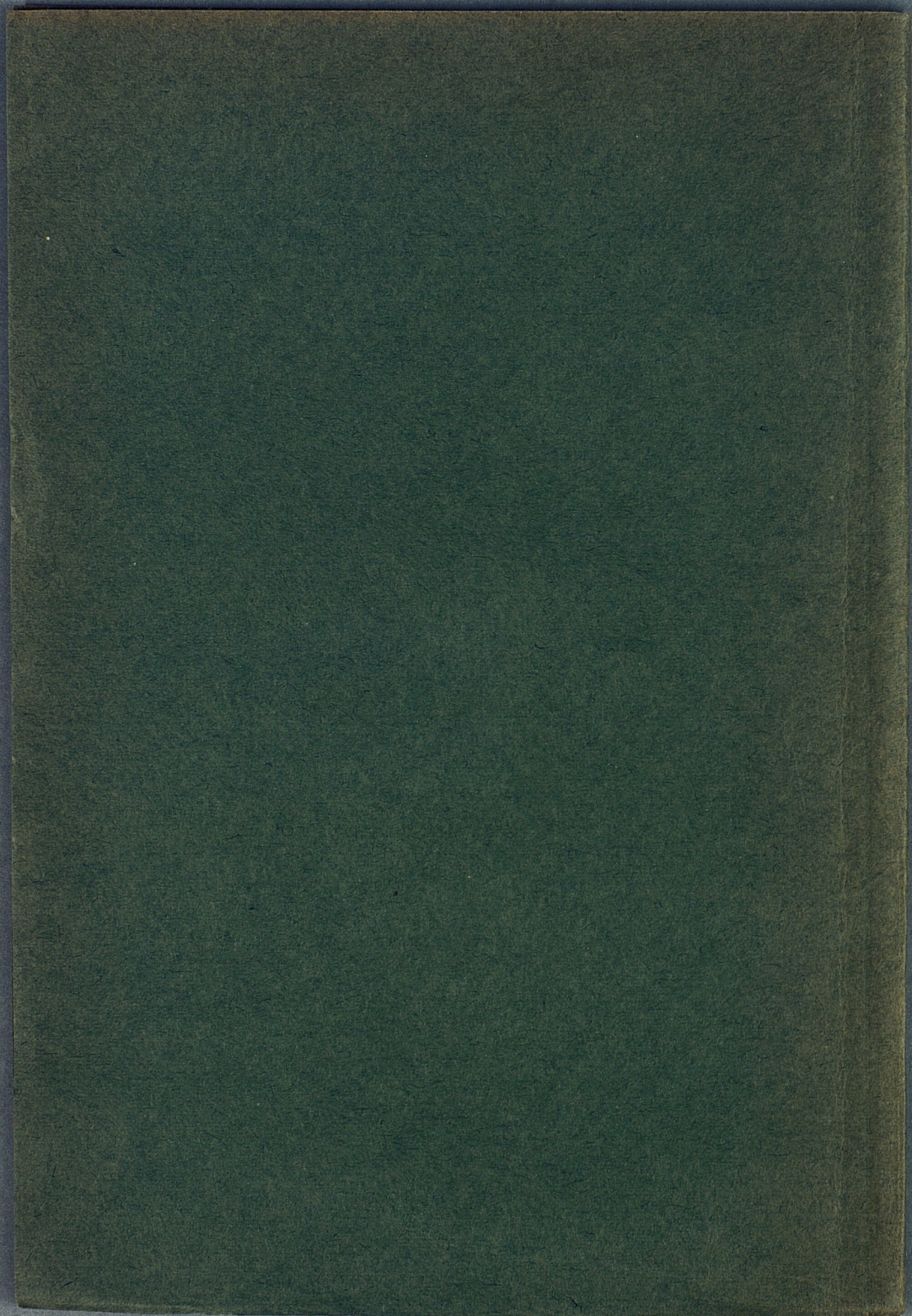






Verlagsanstalt und Druckerei A.-G.  
(vormals J. F. Richter) in Hamburg





[www.books2ebooks.eu](http://www.books2ebooks.eu)